

Johann Peter Hebel: Der Mann im Mond

„Lueg, Mütterli, was isch im Mo?“

„He, sihsch s denn nit: e Ma!“

„Jo wegerli, i sih ne scho,
Er het e Tschöpli a.“

„Was tribt er denn die ganzi Nacht?
Er rühret jo kei Glid.“

„He, sihsch nit, aß er Welle macht?“
„Jo, ebe dreiht er d Wid.“

Wär ich wie er, i blib dehei
un machti d Welle do.“

„He, isch er denn us üser Gmei?
Mer hän scho selber so.“

Un meinsch, er chönn so, wie n er well?
Es wird em, was em ghört.
Er gieng wol gern; - der sufer Gsell
mueß schellewerche dört.“

„Was het er bosget, Mütterli?

Wer het en bannt dörthi?“

„Me het em gsait der Dieterli,
e Nüttnutz isch er gsi.“

Uf s Bete het er nit vil gha,
uf s Schaffe n o nit vil,
un öbis mueß me z tribe ha,
sust het me langi Wil.“

Drum, het en öbe nit der Vogt
zuer Strof in s Hüsligsperrt,
se n isch er ebe z Chander ghockt
un het e Butelli gleert.“

„Je, Mütterli, wer het em s Geld
zue so me Lebe gee?“

„Du Närrsch, er het in Hus un Feld
scho selber wüsse z neh.“

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stoht er uf vor Tag
un nimmt e Beil un tummlet si
un lauft in Lieler Schlag.“

Er haut die schönste Buechli um,
macht Bohnestecke drus
un trait si furt un luegt nit um
un isch scho fast am Hus.“

Un ebe goht er uf ein Steg,
se ruscht ein öbis vür:
„Jetzt, Dieter, goht s e n andre Weg!
Jetzt, Dieter, chumm mit mir!“

Un uf un furt! Und sider isch
kei Dieter wit un breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
un in der Einsemkeit.

Jetzt haut er jungi Büecli um;
jetz chuchet er in d Händ;
jetz dreiht er d Wid un leit si drum,
un s Sufe het e n End.

So goht s dem arme Dieterli;
er isch e gstrofte Ma!“
„O bhüet üs Gott, lieb Mütterli,
i möcht s nit mit em ha!“

„Se hüet di vor ein böße Ding,
s bringt numme Weh und Ach!
Wenn s Sunntig isch, se bet un sing,
am Werchtig schaff di Sach!“

Über Hebels Gedicht „Der Mann im Mond“

Gibt es ein alemannisches Kind, das dieses Gedicht nicht von seiner Mutter gehört oder in der Schule gelernt hat? Und gibt es noch eine Sprache, in der man dieses Märchen so innig und kindesjung erzählen kann?

Da sitzen sie, die beiden, Mutter und Kind, auf der Stapfle vor dem Haus. Der Mond geht auf. Stille breitet sich aus. Doch davon wird nichts gesagt, es ist nur spürbar zwischen den Worten. In der Frage, die unvermittelt in diese Stille hineintönt: "Lueg Mütterli, was isch im Mo?", ist schon das Geheimnisvolle des Märchens angedeutet. Der Bub hat da oben im Mond irgend etwas entdeckt. Er möchte die Mutter darauf aufmerksam machen und fragt, was es wohl sei. Sie antwortet: "He, sihsch denn nit, e Ma!" Die Mutter sagt es fast unwillig, so, als wolle sie gar nicht weiter darüber reden. Und nur weil das Kind immer wieder fragt, beginnt sie wie zögernd mit ihrer Geschichte, die sie eigentlich nur deshalb zu Ende bringt, weil der Bub wieder und wieder fragt. Man meint, die großen, staunenden Augen des Kindes zu sehen, wie sie voller Vertrauen in die Welt schauen. Wie fein hat Hebel diese kindliche Unschuld beobachtet und lässt sie uns zwischen den Zeilen herauslesen. Das Kind hat keinen Zweifel darüber, dass da oben einer wirklich Reisingwellen macht, wenn es die Mutter sagt. Diese reine und lautere Welt des Kindes leuchtet wie ein milder Schein über diesem Gedicht. Dem Dichter kommt vieles zugute, das er der alemannischen Kindersprache entnehmen kann. Denn wo gibt es solche dem Kinde eigenen Wörter wie "Mütterli", "wegerli", "Tschöpli", "Dieterli!", "Butteli"? Das gelinde Schimpfwort "du Närrsch" stammt auch aus der Kindersprache. Und "bosget" (Böses tun) und "Nütnutz", ja zuletzt auch "Hüsli" (Arrestlokal) spiegeln die Kinderwelt. Mit dem "wegerli", wie es nur ein Kind so verkleinert, und mit dem "Tschöpli" klingt gleich am Anfang eine Saite an, die uns unmittelbar zurückversetzt in unsere eigene Kindheit. Das Wort "weger" wird häufig

gebraucht. Es bedeutet "wahrlich" oder "in der Tat". Man sagt es abwehrend und zustimmend, als Frage wie als Antwort, meist in ernsthafter Sache. Hier aber hat der Bub, ganz unbeschwert vom Ernst der Erwachsenen, sein liebenswertes „li“ dahintergesetzt, und schon wird es leicht und licht in uns.

Die Mutter mit ihrem einfühlsamen Herzen will, was grausig ist, dem Kinde schonend beibringen, und so erzählt sie alles langsam erst nach und nach. Sie nimmt vorweg, dass der Mann "schellewerche", das heißt in Hand- und Fußschellen eine Strafarbeit tun muss. Wir alle werden wie das Kind gleichsam an der Mutter Hand zum dramatischen Höhepunkt in der 11. Strophe geführt: "Un ebe goht er uf em Steg, se ruuscht em öbbis vür." Der kaltschnäuzige Dieter kann ja nicht ahnen, was ihm blüht; unbekümmert geht er dahin. Hat Hebel Mitleid mit ihm, weil der Bursche gar nicht anders handeln kann? Und weil er so nichtsahnend ist, rauscht ihm irgend etwas von irgendwoher "vür", nämlich hervor. In diesem unbestimmten banger Gefühl hört er plötzlich eine Stimme: Jetzt Dieter, goht s e n andre Weg...!" Und nun folgt eine der wohl großartigsten Strophen Hebels: "Un uf un furt! Un siider isch kei Dieter wit un breit." Hebel setzt hier bewusst einen Punkt. Das Dasein des Dieter auf Erden ist beendet. Bis jetzt und bis an diese Stelle hat sich alles hier unten in grober Wirklichkeit ereignet: der Mann hat gefrevelt, was anschaulich in farbigen Einzelheiten geschildert wird. Jetzt aber ist etwas ganz anderes geschehen, etwas, was nicht mehr "wit un breit" sichtbar ist. Dumpf und wie davonjagende Huftritte klingen die fünf u: "Un uf un furt, un...", scharf und eindringlich tönen uns die sechs i entgegen: „... siider isch kei Dieter wit un breit... " Da kommt die Lösung: "dört obe stoht er im Gibüsch...." - Was soll dieses "uf un furt"? Hochdeutsch würde man etwa sagen: "Auf und davon!" Im Alemannischen ist es ein typischer Ausdruck der Überraschung. Wenn auch das "Gibüsch" alemannisch ein "Hurscht" ist, entbehrt diese Strophe gewiss nicht einer Größe, wie sie eben nur ein Könnler und Meister - bewusst oder intuitiv - so gestalten kann. Das dem Hochdeutschen entlehnte "Einsemkeit" soll uns vielleicht gerade wegführen aus der etwas bäuerlichen Gegenwart, zurück in das Märchenhafte des Geschilderten. - Wenn schon auf dem Steg die Stimme von oben dem Frevler ihr „jetz“ zugerufen hat, so ertönt sie nun noch dreimal hintereinander in rascher Folge, stark betont: „**Jetz** haut er jungi Buechli um, **jetz** chuuchet er in d Händ, **jetz** dreiht er d Wiid un leit si drum,..." Dreimal wird er so verdammt. Wie drei harte Hammerschläge klingen sie, diese Jetz", unerbittlich und endgültig, bis im schroffen Gegensatz dazu - und wieder so, als wolle die Mutter das Kind beruhigen - der Satz folgt: "Un s Sufe het e n End!" In den ruhigen, langgezogenen O-Lauten: "so goht s . . ." ebbt das unheimliche Geschehen allmählich ab. Der "Nütznutz" wird sogar ein zum "Verbarmen" "armer Dieterli", und Hebel hält den Finger hoch zu seiner Nutzenanwendung. Man hat zuweilen über so ein "Merke!" gelächelt. Doch wir denken nicht daran, hier zu lächeln. So schön hat es Hebel kaum je wieder ans Ende gesetzt wie hier. Er verwendet dabei die Wörter unserer Philosophen, "Ding" und "Sache", und weist damit in eine höhere Geistesregion. Wir merken: hier hat er nicht nur in einer Kinderweise einem Kinde etwas "Nettes" erzählt, sondern sehr ernst auch die Ältesten unter uns nachdenklich gestimmt.

Aus: Hubert Baum, Freude am alemannischen Gedicht, Freiburg/Br.:Rombach, 1968.-